

Biographische Vorgeschichten deutsch-deutscher Missverständigungen

Autor(en): **Mudry, Anna**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **90 (1996)**

Heft 9

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-143990>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Biographische Vorgeschichten deutsch-deutscher Missverständigungen

Wie gehen «gelernte Ostdeutsche» mit dem Geist der Utopie um, der nicht anders missbraucht werden kann als das religiöse Bedürfnis, dem er verwandt ist? Anna Mudry zeigt in ihrem Beitrag, wie Utopie, einmal zur absoluten Wahrheit geworden, Menschen unterdrückt, denen sie angeblich dienen möchte. Diese Erkenntnis war zu DDR-Zeiten für die Studentin und spätere Journalistin, die 1974 mit dem Metier brach, um sich der literarischen Übersetzung und der Literatur überhaupt zuzuwenden, nicht ohne Identitätskrise möglich. Sie zu verarbeiten und dadurch zur Klärung «deutsch-deutscher Missverständigungen» beizutragen, ist der Sinn dieser «ideologischen» Biographie. Der Text gibt ein Referat wieder, das die Autorin im November 1995 an der Universität Tromsø (Norwegen) vor Deutschlehrerinnen und Germanisten vorgetragen hat. Anna Mudry wurde 1935 in Warschau geboren und kam 1944 als Flüchtlingskind deutsch-ukrainischer Eltern nach Deutschland. Sie hat an der Humboldt-Universität in Ost-Berlin Romanistik studiert. Die wichtigsten Werke, die Anna Mudry in den letzten Jahren herausgegeben hat, sind: *Galileo Galilei, Schriften, Briefe, Dokumente*, Berlin/Frankfurt a.M. 1987; *Madame de Staël, Über Deutschland*, Berlin 1989; *Gute Nacht, du Schöne. Autorinnen blicken zurück*, Frankfurt a.M. 1991. – Und wie ist es mit dem «Leben nach der Utopie» (also im jetzigen Deutschland)? Die Autorin wird zu diesem Thema gelegentlich einen weiteren Essay veröffentlichen.

Red.

«Gute Nacht, du Schöne...»

Als Ostberliner Betroffene der Verständigungsschwierigkeiten in Deutschland habe ich dem Reden und Denken in zwei deutschen Zungen bereits als «*Nischenbewohnerin*» der DDR – ich war es die letzten fünfzehn Jahre ihrer Existenz – nachzugröbeln begonnen. Der *Fall der Mauer* mit den sich vor Fassungslosigkeit in den Armen liegenden Berlinern und denjenigen, die diese Szenen mit Tränen in den Augen vor dem Fernseher betrachteten, brachte solche Grübeleien eine Weile in Vergessenheit. Fenster zur Welt waren auf einmal weit aufgestossen.

Geschichte als Eruption im eigenen Leben wahrzunehmen, das war für mich der Anstoss, im Wettlauf mit der Zeit gewissermassen Augenblicke und zeitgeschichtliche Prozesse einfangen zu wollen. Zwischen Februar 1990 und Januar 1991 verständigten wir, zwölf DDR-Autorinnen,

uns über unsere *Prägungen und Beschädigungen* im «real existierenden Sozialismus» und schrieben darüber. Das bedeutete für jede Beteiligte Rückblick auf einstige Lebensumstände und auf Menschen, auf fürsorgliche und erdrückende Mütter, nicht akzeptierte leibliche Väter und adoptierte Überväter, geliebte und ungeliebte Männer, Kinder, die vor Ideologien und Utopien davonliefen, Verstrickungen in Strukturen von Macht und Ohnmacht und das Bemühen, sich zu behaupten.

«Gute Nacht, du Schöne. Autorinnen blicken zurück» (Frankfurt a.M. 1991), diesen wissentlich zweideutigen, an Maxie Wanders Frauenprotokolle «GutMorgen, du Schöne» (Berlin 1977) angelehnten Titel gaben wir dem Buch. Frauen, Autorinnen zur Mitarbeit zu gewinnen, hatte für mich keinen feministischen, sondern einen rein pragmatischen Grund. Es schien mir am machbarsten, von selbstgefälligem und politischem Ehrgeiz *unbelastete Frauen*

dreier Generationen, die das Nachdenken über sich und ihre Umwelt zum Metier gemacht hatten, zur Zusammenarbeit aufzufordern. Christa Wolf erbot sich dann auch, mitzumachen, zog ihr Angebot aber zu Beginn des «Feuilletonisten-Literaturstreites» zurück, der durch ihre Nachwende-Erzählung «Was bleibt» ausgelöst worden war und um ihre vorgebliche Rolle als «Staatsautorin» kreiste, aber die Verstrickung von Macht und Literatur in der DDR meinte.

Die deutsch-deutschen Missverständigungen tangierten damit das Vorhaben der zwölf Autorinnen kräftig, blieben aber, abgesehen von einigen deutlichen bis drastischen Äusserungen von Missbehagen angesichts der bevorstehenden Wiedervereinigung am Rande. Es war noch zu früh, zu verwirrend für uns, die wir plötzlich ohne Ortswechsel in ein «*anderes System*» umzogen, zu artikulieren, was jenseits von Euphorien auch an Befürchtungen und Ängsten auf uns zukam.

Denn die später oft vehement aufbrechenden deutschen Unverträglichkeiten – sie konnten in Ost und West sogar bis zum Herbeisehnen der zuvor verhassten Mauer führen – hatten eine lange, mit der Spaltung Deutschlands und dem Kalten Krieg gewachsene *Vorgeschichte*, die Leib und Seele von Osis und Wessis bis hin zu banalsten Kommunikationssignalen in Alltag und Gesten prägten. Als «gelernte Ostdeutsche» möchte ich einiges aus der persönlichen Sphäre prägender Erfahrungen vermitteln, welche die deutsch-deutschen Missverständigungen vielleicht begreiflicher machen.

Nachdenken als Intellektuelle «von unten»

Den Anstoss zu einer umfassenden Auseinandersetzung mit meiner «ideologischen» Biographie gab mir ein Auftrag der seit 1986 in Westberlin herausgegebenen Publikation «*Niemandland*». Im Untertitel nannte sie sich «Zeitschrift zwischen den Kulturen». Meines Erachtens ist diese bis 1990 von enthusiastischen Herausge-

bern fortgeführte Publikation einzigartig in ihrem Bemühen geblieben, Brücken zwischen Ost- und Westdeutschen, vor allem zwischen Intellektuellen, durch mehr Kenntnis und Wissen voneinander zu schlagen.

Anlässlich einer Kritik Marcel Reich-Ranickis zu *Christa Wolfs «Störfall»* (FAZ 12.11.87) wurde ich von den Herausgebern der Zeitschrift gebeten, mich zur «Kultfigur» Christa Wolf zu äussern. Als Nichtgermanistin zögerte ich, entschloss mich jedoch, unter dem Pseudonym Arianne Bauer – ich hatte Angst vor den DDR-Zensoren! – das Thema zum Anlass des Nachdenkens über das Verhältnis von Geist und Macht in der DDR, real existierendem Sozialismus und utopischen Vorstellungen, speziell über Positionen Intellektueller «von unten» in der DDR und über einige Aspekte der Beziehungen zwischen Ost- und West-Intellektuellen zu nehmen. Ich erlaube mir, einiges aus diesem Beitrag zu zitieren, weil er drei Jahre vor dem Literaturstreit einige Probleme vorwegnahm, die bis heute im Gespräch geblieben sind:

«... Merkwürdigerweise widerfährt ostelbischen Deutschen jetzt, was in ihrer Gesamtheit den rechtsrheinischen Nachbarn Frankreichs nach dessen Machtzuwachs durch Napoleons Schwert geschah. In ihrem damals vielgelesenen Buch «*De l'Allemagne*» (1813) bescheinigte Madame de Staël den Deutschen Biederkeit als charakterlichen Grundzug, Biederkeit im Sinne von Treuherzigkeit. Aber diese geriet doch immer wieder sehr in die Nähe geistiger Schwerfälligkeit, wenn Germaine de Staël nicht müde wurde, über den Mangel an Esprit bei den Deutschen zu rasonieren... Gänzlich überhörten Jean Paul und Heinrich Heine (die gegen die «geistige Amazone» zu Felde zogen – A.M.) bei aller ihrer Hellhörigkeit und ihrem eigenen Betroffensein von der deutschen Misere, dass ihre französische Kollegin mit ihrer Bekritteltung des unterentwickelten deutschen Esprit auch diese Misere meinte. «Die aufgeklärtesten Köpfe Deutschlands machen einander mit grösstem Eifer die Domäne des Geistes streitig

und dulden diesbezüglich keine Fessel; hingegen überlassen sie den irdischen Machthabern willfährig die ganze Wirklichkeit des Lebens» (‹Über Deutschland›)... Die deutschen Empfindlichkeiten in Fragen des Verhältnisses von Geist und Macht sind bis auf den heutigen Tag unverseht erhalten geblieben. Und es ist immer noch das wohlfeilste Mittel, eigene Beunruhigung zu überspielen, indem man sich einen Lukas sucht, auf den man einhaut. Während in den fünfziger, sechziger Jahren in der DDR die Bezeichnung kleinbürgerlich gegen Missliebige und Unbequeme wie ein Keulenschlag geführt wurde, um sachliche Auseinandersetzungen zu verhindern oder ihnen aus dem Wege zu gehen, gehört es heute in der Bundesrepublik zum geläufigen Ton, unter ungleich anderen Bedingungen entstandenen, nonkonformistischen Publikationen aus der DDR anzuhängen, sie seien bieder, ohne Glanz und Esprit, Produkte der Provinzverwandtschaft, alles in allem.

Manchmal steht dahinter ganz schlicht die Begriffsstutzigkeit derer, die meinen, mit unbeschwertem Zugang zu allen Neuerscheinungen des Büchermarktes, modern ausgestatteten Bibliotheken, computergespeicherten Informationen eigene Weisheit automatisch miteinzukaufen. Häufiger mag es sich um Gleichgültigkeit handeln, um voreingenommene Unlust, auch zwischen den Zeilen zu lesen, um eiliges Abtasten des Gedruckten nach Reizworten, intellektuellen Signalen, stilistischen Finessen, Trends, die ohne grosse Mühe in ein Raster selbstgefälliger Bestätigung einklicken.

Vor diesem Hintergrund haben sich in der DDR bei Intellektuellen Allergien gegenüber derartigen Klassifizierungen geistiger Arbeit entwickelt, nicht nur aus verletztem Selbstwertgefühl, nicht so sehr, weil damit an Verwundbarkeit gerührt wird, die täglich aufbricht – wenn man sich auf Schleichwegen unentbehrliche Literatur verschafft oder durch Bittstellerei bei Freunden und Zufallsbekanntschaften oder durch mühselig verschaffte Westreisen als intellektuelle Sansculotten –, sondern weil

diese Klassifizierung notwendige Dialoge und Verständigungen erschwert oder zunichte macht.»¹

Modern ausgestattete Bibliotheken und computergespeicherte Informationen stehen heute den ostdeutschen Intellektuellen zur Verfügung, sofern sie inzwischen nicht den Arbeitsplatz verloren haben oder in Kleinmut, Mutlosigkeit verfallen sind. Geblieben sind im wesentlichen die Fragen nach den *Gründen für die schwierige Annäherung*, für die verschiedenen Sprachen im übertragenen Sinne, die in Ost- und Westdeutschland gesprochen werden.

Wie schon erwähnt, will ich einigen Gründen aus biographischen Erfahrungen als ostdeutsche Intellektuelle «von unten» nachgehen, als sogenanntes *Arbeiter- und -Bauernkind*, dem in der DDR alle Bildungseinrichtungen offenstanden, Einblicke in eine soziale und kulturelle «Intimsphäre» einer vom «Arbeiter- und Bauernstaat» geförderten und vereinnahmten Schicht heranwachsender Menschen geben.

«Im Kreml brennt noch Licht»

Der Schrecken, den das Rattern der *so-wjetischen Panzer 1945* in der ostdeutschen Bevölkerung verbreitet hatte, wandelte sich in den Vorstellungen mancher jungen Intelligenz-Kader in einen Rhythmus der Befreiung, der die Nacht des Faschismus beendet hatte. «Im Kreml brennt noch Licht», verkündete der Dichter *Erich Weinert* als jahrhunderterhellende Botschaft. Stalin wachte über dem Glück der Menschheit. Welcher jener jungen Kader hätte sich den Mann im Kreml als einen machtbesessenen Politiker vorzustellen vermocht, mit einer vom Geist zaristischer Despotie geprägten Seele, in seiner grössenwahnsinnigen Anmassung jedoch überzeugt, das riesige russische Imperium auch über Berge von Leichen in ein kommunistisches Land der Verheissung zu verwandeln?

Im täglichen Lebensablauf eines nichtbürgerlichen Studenten der fünfziger Jahre, dessen Erwachsenwerden nach der

Gründung der DDR begann, sah es so aus, dass er mit Bleistift und Lineal Schriften von Marx, Engels, Lenin und Stalin und eine Unzahl mundgerechter Sekundär- und Tertiärliteratur in preiswerten Broschüren durchforstete, auf der Suche nach Wahrheit, wie manche sich einredeten, in Wirklichkeit, um das *richtige Stichwort zur richtigen Zeit* abrufbereit zu haben.

Nach den Zufällen des Überlebens im Krieg befanden wir uns, bald von neuer Kriegsangst verunsichert, unberaten von meist rudimentären Familien, auf der Suche nach *neuen Vaterfiguren*, denn die Beschützer der frühen Kindheit waren gefallen, verschollen, in Lagern umgekommen oder unglaubwürdig geworden. Den Heranwachsenden legte man diese Väter in solchem Masse zur Last, dass sie ihre Fähigkeit, selbst über Gott und die Welt nachzudenken, erschütterte. Die Wahrheit stellte sich dar, als könne sie wegen des Fluchs der bösen Tat nur ausserhalb von uns liegen. Das Gewährwerden der Schlünde faschistischer Geschichte, in die man wegen seiner geringen Lebensjahre – der «Gnade der späten Geburt» – nicht hineingerissen worden war, erhöhte die Prädisposition für die Väterrolle von Lenin/Stalin, Marx und Engels. Die vier Männerprofile, welche die verschiedenen Klassikerausgaben des Marxismus-Leninismus zierten, avancierten zu Ikonen. Alles bisherige Denken gipfelte in ihren Leistungen als Philosophen und Politiker, Gläubigkeit mischte sich mit Empfindungen einer schutzlosen Bedeutungslosigkeit.

Zwischen Utopie und eigenem Ich

Auftauchende Zweifel und Skrupel schrieb man oft eigenen Unzulänglichkeiten und «Unklarheiten» zu. Diese wurden dann oft im stillen Kämmerlein ausgetragen, wie in den Tagebuchnotizen der Studentin X. Die hier aufgeführten Notizen machte sie mit 19 Jahren, sie war «parteilos» und blieb es.

«19.9.1954: Was bin ich? Ein Tropfen im Weltozean.

28.11.54: Hier Materialismus, dem ich

vom Verstand her zustimme. Dort Idealismus, zu dem es mich hinzieht. Aber nichts Ganzes.

19.11.55: Es ist ein rein innermenschliches Problem, das mich beschäftigt, um vielleicht etwas darüber zu schreiben. Oder wo sind da die gesellschaftlichen Zusammenhänge? Was gilt schon die ichbezogene Kunst?

11.2.55: Robespierre, Marat, Lenin, Stalin, sie gingen in den Revolutionen über Berge von Leichen, weil sie das Glück der Menschheit wollten. Es ist ungeheuer viel Mut zur Grausamkeit nötig... Ich weiss nicht, ob ich eine der Lauen und Mittelmässigen bin, weil ich mich nicht ganz einer Sache hingeben kann, da, wo es gilt, sich gegen andere Meinungen durchzusetzen, habe ich Angst, fanatisch zu erscheinen.

12.3.58: Wir möchten die westliche Kultur einerseits von uns fernhalten, weil sie Elitekultur ist... andererseits möchten wir uns an ihr sättigen, das Abgründige in uns befriedigen, das Unerklärliche erklären...

Ich frage mich, warum ich trotz meiner Herkunft als Arbeiter- und Bauernkind keine geradlinige Entwicklung durchmache. Was aber ist geradlinig?

Tschernyschewski <Was tun?> gelesen. Er sagt, der Mensch muss gut, klug, willensstark sein. Aber was bin ich?»

So weit einige auf eine *Identitätskrise* deutende Notizen einer ostdeutschen Studentin. Die wirklich zum Umdenken nach dem Faschismus bereite Nachkriegsgeneration wurde in der DDR, wie sie glaubte, weitgehend über Faschismus, Rassismus, Antisemitismus aufgeklärt und stand diesen Erscheinungen fassungslos und aufgewühlt gegenüber. Sie wurde programmatisch mit den grossen Menschheitsträumen von einem Leben in sozialer Gerechtigkeit vertraut gemacht und damit zutiefst empfänglich für Utopien. Es war schwer für die im guten Glauben an den Sozialismus Heranwachsenden, die Sünden der Väter zu verarbeiten und mit der daraus vom DDR-Erziehungssystem abgeleiteten politischen und ideologischen Verfügungsgewalt zu leben. Als Synonyme galten Antifaschismus/Frieden – auf dem Boden des Sozialis-

mus/der DDR stehen. Zu viel nachzudenken, zu viel nachzufragen, wurde meistens mit dem Verdikt geahndet: Du stehst nicht auf dem Boden der DDR.

Die *Hinwendung zur Utopie*, zur Zukunftsgläubigkeit im Zeichen der «justice», die die Französische Revolution nicht eingelöst hatte, war die Erklärung, dass viele auch kritische Menschen sich mit dem Leben im «real existierenden Sozialismus» arrangierten. Christa Wolfs Romane, Erzählungen, m.E. vor allem ihre Essays, waren für die DDR-Leser in vieler Hinsicht exemplarisch für den Umgang mit der Schwierigkeit, aus einem mythischen Wir zum eigenen Ich vorzustossen, seinen *Selbstwert* zu definieren, sich der kritischen Vernunft zu öffnen, ohne seine Ideale aufzugeben. Erhellend war für mich die von Christa Wolf in ihrem «Selbstinterview» (1966) formulierte Erkenntnis, «dass man um jeden Preis versuchen muss, den Kreis dessen, was wir über uns selbst wissen oder zu wissen glauben, zu durchbrechen und zu überschreiten». Und es war auch ein deutlich formuliertes Engagement in einer schwierigen Phase, 1979, nach der Ausbürgerung Wolf Biermanns und dem Weggang bedeutender Autoren wie Sarah Kirsch, Jurek Becker. «Ich habe noch eine Reserve von Zutrauen, von Produktivitätsantrieb aus der starken Identifikation mit dieser Gesellschaft ... Ich kann mich nicht herausziehen.»² Christa Wolfs Werke fanden starke Resonanz in der Bundesrepublik und kehrten erst in einigen Fällen («Christa T.» z.B.) dank dieser Resonanz als Konterbande in die DDR zurück.

Von der «Trümmerliteratur» ...

Im Rückblick auf die dramatischen *Literaturdebatten* um Christa Wolf und die DDR-Literatur scheint mir, dass letztere, obwohl sie in zahlreichen Fällen in der westdeutschen Öffentlichkeit grosse Beachtung fand, vielfach missverstanden oder schlecht verstanden wurde. Insgesamt herrschte in der Rezeption der DDR-Literatur in der Bundesrepublik deutliches Desinteresse an den Bedingungen, unter

denen jene Literatur entstanden war, an der Existenz der Menschen dort und ihrem in vierzig Jahren gewachsenen *Blick auf den sogenannten Arbeiter- und Bauern-Staat* und ihre oft konfliktreichen Beziehungen zu ihm (ausser wenn sie in die Schlagzeilen gerieten). Unbesehen, ungeprüft, unreflektiert wurden häufig mit der Spaltung Deutschlands entstandene Urteile und Vorurteile weitergepflegt und weitergegeben. Auf diesem Hintergrund war es eigentlich nicht verwunderlich, dass nach der Euphorie des Mauerfalls deutsch-deutsche Missverständnisse und Konflikte in fast allen Lebensbereichen aufbrachen und im Bereich der Literatur bis heute ganze Zeitungsseiten und Bände füllen.

Diesem Teil über das Unverständnis der alten Bundesrepublik gegenüber Ostdeutschland und seiner Literatur möchte ich einige Reflexionen hinzufügen über die *Verantwortung von ostdeutschen Literaten* dafür, dass die genannten Vorurteile entstehen konnten und sich verfestigten. Dabei beschränke ich mich auf einige Beispiele aus der frühen Nachkriegszeit, in der bereits die kulturpolitischen Weichen gestellt wurden, und in erster Linie auf einen Autor der «Trümmerliteratur», *Ludwig Turek*, und seinen Roman «*Anna Lubitzke*» (1952). Ich wollte, das war mein Ausgangspunkt, herausfinden, wie die frühe DDR-Literatur damit umging, «von König David bis Lenin reichenden, fundamentalistischen Entwürfen, die gegen den einzelnen menschlichen Egoismus gerichtet waren»³, Gestalt zu geben.

Es lag nahe, einen Essay *Heinrich Bölls*, das 1952 veröffentlichte «*Bekenntnis zur Trümmerliteratur*»⁴, vergleichend heranzuziehen. Als christlich-humanistischer Autor aus dem Westen fällt Böll aus dem hier gesetzten Rahmen der frühen DDR-Literatur, jedoch macht der genannte Essay deutlich, dass angesichts der Trümmerlandschaften in Deutschland die Ausgangssituation für Böll und Turek die gleiche war. Bölls Blick richtet sich auf das *gottverlassene, menschliche Wesen*, von Krieg, Vernichtung, körperlicher und seelischer Verkrüppelung gezeichnet. «Wo warst du,

Adam?» erscheint 1951. Wo warst du, Mensch? Wo warst du, Gott? fragt er weiter. Er weiss keine Antwort. Er versucht sie zu finden, indem er mit unbestechlichen Augen schaut. Von Trümmern umringt, sieht Böll das mögliche Neue nicht als undifferenzierte Wunschvorstellung, er sieht bereits Folgen von inneren und äusseren Zerstörungen voraus, er sieht in dem Essay «Über Trümmerliteratur» Bauten, die an Kulissen erinnern, Gebäude, in denen die Masse Mensch verwaltet wird. «Es ist unsere Aufgabe, daran zu erinnern, ... dass die Zerstörungen in unserer Welt nicht nur äusserer Art sind und nicht so geringfügiger Natur, dass man sich anmassen kann, sie in wenigen Jahren zu heilen.»

Nicht minder teilnahmsvoll sieht Ludwig Turek in «Anna Lubitzke» (1952) Trümmer und Kriegsverheerungen. Jedoch will er Erbarmen und existentielle Verzweiflung möglichst ausklammern, damit der Mensch nicht in Hader mit Gott und Schicksal verfallt, sondern sich selbst neu schaffe. Der Mensch soll, die Trümmer ausräumend, sein eigener Demiurg werden, der Schöpfer des *neuen Menschen*. Die herrschende Partei hatte 1950 in einer Entschliessung des Zentralkomitees der SED vorgegeben: «Auf kulturellem Gebiet ist im ersten Jahr des Fünfjahrplans ... die Kunst in allen Zweigen an die Probleme der Gegenwart heranzuführen.» Mit Verschärfung des Kalten Krieges erhob sich die SED auf eine Position des Siegers der Geschichte. Die Literatur wurde als Bestandteil der Ideologie zum Instrument der Erziehung des fortdauernd als unmündig erachteten Volkes.

Für einen Autor wie Ludwig Turek, 1898 in einer *Arbeiterfamilie* geboren, seit Gründung der KPD deren Mitglied, ein Mann, der mit den Härten seines abenteuerlichen Lebens seinen Blick vor allem für die seiner Klasse zugehörigen Menschen geschärft hatte, war die literarische Gestaltung vor allem der Nachkriegsjahre eine grosse Herausforderung. Sein Blick war durchdringend und teilnehmend genug, die von Krieg und Entbehrungen gezeichneten Menschen, verwaiste Kinder, ums Über-

leben ihrer Kinder kämpfende Mütter, Behinderte an Leib und Seele darzustellen. Unbeschönigt, wahrheitsgetreu vermag Turek in «Anna Lubitzke» die Mühsal des Nachkriegsalltags, die Armut und Courageiertheit der Berliner Trümmerfrauen und die Vielfältigkeit ihrer Charaktere zu zeichnen.

... zu einem «frevelhaft zuversichtlichen Optimismus»

Wie forcierte Einblendungen heben sich jedoch aus der Romanhandlung deutlich *ideologische Exkurse* ab. Ein früh vorgeprägtes Schema wird erkennbar:

- Der aus russischer Gefangenschaft mit verändertem Weltbild heimkehrende Soldat.
- Menschlicher Zusammenhalt in der Not erhält das Etikett der Solidarität.
- Der Parteisekretär (wenn auch noch am Rande) greift entscheidend in das Geschehen ein: die Vertreibung des privaten Unternehmers.
- Die Russen als Förderer des Fortschritts.
- Stalin als Volksführer.

Der Schluss des Romans nimmt unverbrämt *märchenhafte Züge* an: «So lebten die Menschen in Frieden und Eintracht dahin...» Dem Nachwort der 2. Auflage (1960) ist zu entnehmen, dass der Autor dem Verlag ein fieberhaft niedergeschriebenes, chaotisches Manuskript vorgelegt hatte. In welchem Masse die «Ideologie» in den Roman, der in vielen Zeitungen auch als Fortsetzungsabdruck erschienen war, hineinredigiert wurde, lässt sich nicht mehr klären. Aber Turek liess es jedenfalls geschehen.

Rückblickend auf die DDR und ihre Literatur spricht *Hans Mayer* in dem zitierten «Turm von Babel» von einem «frevelhaft zuversichtlichen Optimismus», der auch für Turek hätte zutreffen können. Kritisch und auch selbstkritisch benennt Mayer die *Fata Morgana*, die auf «einem gesellschaftlichen Fehlschluss beruhte», nämlich demjenigen, der «Neuerungen gleichsetzt mit höherem, schönerem, besserem Menschentum».

Sogar *Brecht* fühlte sich versucht, am Modell des vorbildlichen Berliner Arbeiters Hans Garbe «die Leidenschaften neuer Art zu ergründen». «Dieser Arbeiter macht sich auf, indem er produziert. Zu untersuchen, was alles sich für ihn und bei ihm ändert, wenn er vom Objekt der Geschichte zu ihrem Subjekt wird...»⁵ Brecht liess das Thema fallen. Wahrscheinlich widerstrebte es ihm, sich trotz des anfänglichen Interesses dem letztlich vorgegeben menschlichen Subjekt bzw. dem «Helden» unterzuordnen. (Hans Garbe war den DDR-Schriftstellern im August 1950 auf einer Aktivistentagung in Berlin vorgeführt worden.)

Der frühen DDR-Literatur wohnte durchaus inne, was Hans Mayer, darin Ernst Bloch folgend, als einen *kategorischen Imperativ von Marx* sah: «alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verächtliches Wesen ist» (Einleitung zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie). Nur war es ein Fehlschluss auch der von Aufbruchstimmung geprägten frühen DDR-Literatur, die Erniedrigten und Beleidigten nicht in den eigenen Breiten wahrzunehmen, gehindert am Sehen durch die *Polarisierung der Welt* in gut und böse, gerecht und ungerecht, durch Erhebung der marxistischen Lehre zum Dogma. «... dass der Arbeiter zur Zentralfigur und zum Helden unserer Schöpfung wird», verlangte der Dichter und DDR-Kulturminister *Johannes R. Becher* auf der II. Parteikonferenz der SED im Jahre 1952. Nicht nur der unmittelbare Eingriff der Literatur ins menschliche Leben wurde erwartet, sondern auch das sichtbare und messbare Ergebnis beim Aufbau des Sozialismus und bei der Weltverbesserung durch die «Ingenieure der menschlichen Seele» (Stalin).

Wenn auch nur beiläufig in diesem Rahmen, sollte nicht unerwähnt bleiben, in welchem Masse die beamtete DDR-Literaturwissenschaft den Prozess der Abkapselung und *Provinzialisierung* der DDR-Literatur beförderte. In einer Veröffentlichung von 1969, «Positionen. Beiträge zur marxistischen Literaturtheorie», wurde die Rolle der «sozialistischen Dichter» dahin-

gehend definiert, dass ihre Kunst «auf die Veränderung der realen Wirklichkeit abzielt und als ideologische Erscheinung Klassencharakter trägt». Jedoch zog sich im Gegensatz zu einer Leerformeln und Trivialitäten produzierenden Literatur bis zum Ende der DDR eine differenzierte und kritische Literatur, an deren Anfängen m.E. Christa Wolfs «Nachdenken über Christa T.» stand, mit der utopischen Vorstellung, dem «einzel menschlichen Egoismus» (Mayer) beikommen zu können.

Das *Verstummen* mancher Autoren nach der «Wende» ist gewiss auch im Zusammenhang mit dem Verlust von Illusionen und Utopien zu sehen. Hinzu kam die Konfrontation mit der wohlstrukturierten Nonchalance des bürgerlichen Kulturbetriebs, die übersättigte, oft gelangweilte Haltung des Mittelstandsmenschen gegenüber einer Literatur, welche die Welt in ihrem Ist-Zustand nicht hinnehmen will.

¹ Niemandsland. Zeitschrift zwischen den Kulturen, Berlin (West) 1988, Nr. 7, darin: Arianne Bauer, Christa Wolf – eine Kultfigur? oder Nachdenken über feste und erschütterte Standpunkte.

² Christa Wolf, Die Dimension des Autors, Berlin 1986, Bd. 2.

³ Hans Mayer, Der Turm von Babel. Erinnerungen an eine DDR, Frankfurt am Main 1991.

⁴ Heinrich Böll, Bekenntnis zur Trümmerliteratur, in: H. Böll, Werke, Essayistische Schriften und Reden, Köln 1952-62.

⁵ Brecht, Arbeitssjournal, Eintragungen vom 10./11.7.51, Berlin 1977, S. 498.

⁶ Positionen. Beiträge zur marxistischen Literaturtheorie in der DDR, Leipzig 1969, S. 9.